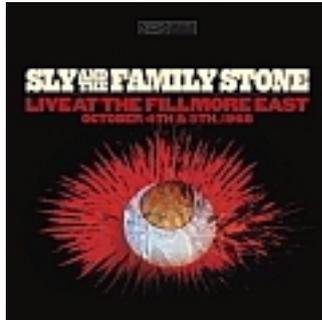
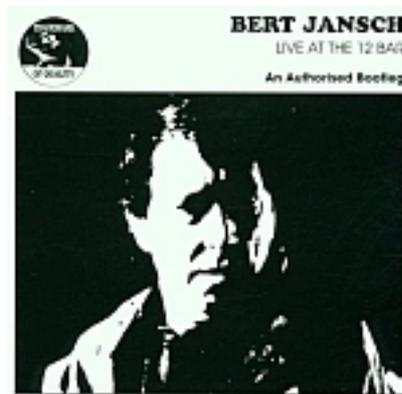


Retrokolumne August 2015

von thomas bärnthaler



Im Oktober 1968 gaben Sly and the Family Stone im New Yorker Fillmore East insgesamt vier Konzerte an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, mit der festen Absicht, daraus ein Live-Album zu destillieren, das die seinerzeit noch etwas schleppende Karriere befeuern sollte. Doch dann landeten sie mit „Everyday People“ ihre erste Nummer 1, was den Plan in den Augen der Plattenfirma obsolet machte. Jetzt, 47 Jahre später, hat man es sich noch mal anders überlegt; Gott sei Dank. Das Vierfach Album „Live at the Fillmore East“ (Legacy) enthält alle vier Konzerte und fängt den Vibe einer Band ein, die mit entwaffnender Menschenliebe von einer Welt sang, in der jeder ein Star ist und die Liebe immer gewinnt, so lange nur alle tanzen. Sly and the Family Stone verbanden Soul, Funk und Rock zu einem hochenergetischen Groove-Gesamtkunstwerk. Auch heute noch kann man kaum glauben, dass da wirklich nur sieben Musiker auf der Bühne standen. Ihre Präsenz erinnert eher an eine Bigband mit Gospelchor. Mit „Dance to the Music“ findet sich nur ein Song aus ihrem Kanon auf dem Album, was daran lag, dass Sly Stone seine großen Hits alle erst später schreiben sollte. Das fällt aber nicht weiter ins Gewicht, weil Songs wie „Are You Ready“ schon wie Vorstufen klingen. Stones Rezept war ja immer ähnlich: pumpende Upbeats, frenetische Bläsersätze, treibendes Tambouringerrassel und Larry Grahams bohrender Fuzz-Bass. Dazu schmetterte die Band – zwei Frauen, fünf Männer, zwei davon weiß – ihre Parolen von Ekstase und Brüderlichkeit. Darum ging es hier: Wir sind eine Familie. Das Leben ist kurz. Lasst uns alle zusammen Spaß haben. Ein halbes Jahr vor dem Auftritt war Martin Luther King erschossen worden, hatten die Ghettos im ganzen Land gebrannt, doch Sly Stone sang: „Don’t hate the black, don’t hate the white“, und: „Make sure your heart is beatin’ right“. Später ist dieser unbeirrbar Optimismus dann doch an der Wirklichkeit zerschellt, was Stone auf „There’s a Riot Goin’ On“ verarbeitete, seinem dunklen, desillusionierten Meisterwerk von 1971. Damals aber, auf der Bühne des Fillmore East, war sein Glaube an das Gute und die Macht der Musik noch ein unschuldiger Traum, den es zu feiern galt.



Von einem ganz anderen Bühnen-Temperament war Bert Jansch, der schottischste aller schottischen Folksänger. Er gilt neben Donovan als prägende Figur des britischen Folk-Revivals in den Sechzigern. Mehr als eine Gitarre und ein Mikro hat er eigentlich selten gebraucht, um sein Publikum in den Bann zu ziehen. Dafür schien er zwölf Finger zu haben. Anders ist sein akrobatisches, völlig unaufgeregtes Fingerpicking-Spiel kaum zu begreifen. Es hat eine ganze Generation von Gitarristen inspiriert, darunter Paul Simon und Nick Drake. Jimmy Page hat vor lauter Bewunderung bis heute vergessen, dass der Led-Zeppelin-Song „Black Mountain Side“ gar nicht von ihm selbst ist, sondern eine 99-prozentige Kopie des Jansch-Klassikers „Blackwaterside“. Die späte Kunst von Jansch kann man jetzt auf dem Vinyl-Album „Live at the 12 Bar“ (Earth Recordings) hören, einem Konzertmitschnitt aus dem Jahr 1995, der eingeschworenen Fans schon als Bootleg bekannt sein dürfte. Die Atmosphäre ist intim, der Applaus spärlich, aber herzlich. Und genau das macht den Reiz dieser Aufnahmen aus, die quer durch sein Schaffen führen: von traditionellen Mörderballaden wie „Lily of the West“ bis zum selbstvergessenen „Strolling Down the Highway“. Wie ein ruhiger Strom fließen diese Lieder dahin, getragen von einer schüchternen, vornehmen Stimme und der Weisheit eines whiskeygetränkten Lebens.



Gar nicht ruhig, eher hyperaktiv und verstörend fremd klingt das Frühwerk der Clevelander Art-Rock-Band Pere Ubu, das dieser Tage auf dem CD-Boxset „Elitism for the People 1975-1978“ (Fire Records) erscheint. Es führt in eine Zeit, als Punk noch keine Revolution, Rock von Stagnation befallen und Maschinenmusik nur eine Ahnung am Horizont war. Pere Ubu betrieben die Wiederauferstehung des Rock 'n' Roll aus dem Geiste von Dada, Free Jazz und jugendlicher Entfremdung. Sänger und Kopf der Band David Thomas nannte es „Industrial Folk“. Zwei Motive prägten ihren Sound: Da war zum einen Thomas' immer etwas übergeschnappter Gesang, zum anderen waren es die Fieper und Geräusche von Allen Ravenstines Analog-Synthesizern, die sich wie Störfeuer über die Songs legten. Wohlklang war nicht vorgesehen. Wie auch, wenn man sich der Dekonstruktion überkommener Rockschemata verschrieben hatte? Pere Ubu sollten später noch viele großartige Platten aufnehmen, sogar erstaunlich eingängige – in den hier dokumentierten radikalen Anfangsjahren jedoch waren sie so nah am Puls der Zeit wie nie.

©Süddeutsche Zeitung vom 18.8.2015